Klaus Ceynowa

Was zählt und was stört – Zukunftsperspektiven der Bibliothek. Zwischenrufe eines Erfahrungsübersättigten

„Wer etwas ändern will, sollte auch die Mittel dazu haben.“

Klaus Kempf

Bibliotheken im Übergang

Was Buch und Bibliothek, Lesen und Erkenntnis, Wissen und Bildung dem Menschen sein können, ist für jeden ein anderes: von der Aufschließung neuer Welten bis hin zum bloßen Zitat aus totem Wissensfundus reicht unser Umgang mit dem Gedächtnis der Menschheit. Am einen Ende des Spektrums hat man wohl die Erfahrung Teresa Mendozas zu verorten:

Sogar die vertraute Angst vor dem grauen Licht der Morgendämmerung konnte sie zuweilen, wenn sie unerträglich wurde, mildern, indem sie das Buch aufschlug, das auf dem Nachttisch lag. Sie stellte fest, dass dieses leblose Objekt aus Papier und Tinte zu Leben erwachte, wenn jemand seine Seiten umblätterte, mit dem Blick über die Zeilen fuhr und sein Leben, seine Leidenschaften, seine Vorlieben, seine Tugenden oder Laster dort hineinprojizierte. Und inzwischen war sie sich einer Sache gewiss, die sie anfangs nur vage geahnt hatte [...]: Ein Buch wird mit jedem Leser zu einem anderen Buch. Jede Lektüre ist, wie jeder Mensch, einzigartig, jedes gelesene Buch für jeden Leser eine Welt für sich.¹

Teresa Mendoza ist die Hauptfigur in Arturo Pérez-Revertes Narco-Thriller *Königin des Südens*. Auf ihrem blutigen Pfad von der kolumbianischen Prostituierten zur gefürchteten Chefin eines mexikanischen Drogenkartells verschlingt sie viele Bücher, belletristische wie sachliche, und man darf vermuten, dass sie zumindest die dickleibigeren auch gern als E-Book mit sich geführt hätte. Schließlich erweist sich die jederzeitige Bereitschaft zum schnellen Aufbruch mit nur leichtem Gepäck als überlebensnotwendig in ihrem Beruf.

Am anderen Ende des Spektrums steht die bedrückende Ödnis bolognareformierter Wissensproduktion und Wissensdistribution:

The time when 400-page monographs were linearly and completely worked through now belongs to the past. This form of knowledge acquisition takes time, which is no longer available in today's academic world or in modularized bachelor and master study pro-

¹ Pérez-Reverte, Arturo: *Königin des Südens*. Aus dem Spanischen von Angelica Ammar. Berlin: Suhrkamp 2016, S. 239.

grammes. In other words, in the humanities more books are written and published than are read. Publications are increasingly becoming mere business cards and evidence of qualification; the frequency with which they are read is negligibly small.²

Dieses Zitat entstammt dem in der renommierten Zeitschrift *Logos* erschienenen Beitrag *Academic Publishing in the Humanities. Current trends in Germany* von Heiko Hartmann. Man mag dem Autor, der zum Lehrpersonal der Leipziger Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur gehört, zugutehalten, dass sein Interesse nicht den geisteswissenschaftlichen Erkenntnisformen und -stilen gilt, sondern schlicht den Absatzchancen wissenschaftlicher Verlage im akademischen Betrieb. Dennoch verblüfft, dass die hier gegebene Skizzierung wissenschaftlichen Arbeitens in den Geistes- und Kulturwissenschaften nicht als Ausdruck eines Krisenphänomens oder gar als Katastrophenszenario daherkommt, sondern als schlichte Konstatierung eines Sachverhalts: Im heutigen Wissenschaftsbetrieb ist für konzentriertes Lesen und Schreiben keine Zeit mehr. Wer Letzteres dennoch tut, weiß selbst am besten, dass er nicht mehr für Leser, sondern nur noch für seine Publikationsliste schreibt. Die Fähigkeit, einen Gedankengang konkludent und argumentierend über eine längere „Textstrecke“ hinweg zu entwickeln, kommt dabei ebenso unter die Räder wie die Bereitschaft, sich mit derartigen geistigen Gebilden kritisch auseinanderzusetzen – zu all dem fehlt im heutigen akademischen Betrieb schlicht die Zeit. Das alles wird jedoch nicht als beklagenswert empfunden, sondern es ist eben einfach so.

Klar ist aber auch, dass ein derartiges Szenario für jede Bibliothek, die in irgendeiner Weise noch mehr sein will als ein Lernort mit angeschlossener Freischaltung zu elektronischen Ressourcen, das Ende bedeutet. Denn wozu noch erwerben, bereitstellen und bewahren (sei es gedruckt, digital oder multimedial), wenn ein Verständnis von „Wissen“ und „Erkennen“ sich durchsetzt, das keinerlei Ort oder Funktion für das derart Gesammelte mehr hat?

Gestalten des Wissens

Glücklicherweise stellt das *Logos*-Zitat eine (noch) nur selten und wohl eher gedankenlos vertretene Einschätzung dar. Die gegenwärtig maßgebliche Diskussion um die kommende Gestalt der Wissensgesellschaft und damit auch um die Zukunft der Bibliothek findet eher zwischen den extremen Polen des bezeichneten Spektrums statt, wie drei Positionierungen eindrücklich zeigen. In

² Hartmann, Heiko: *Academic Publishing in the Humanities. Current trends in Germany*. In: *Logos. Journal of the World Publishing Community* 28 (2017) H. 2. S. 11–26, hier S. 14.

einem Beitrag über Lust und Leid unseres digital übervernetzten Lebens (*Millenials will benefit and suffer due to their hyperconnected lives*) äußert sich Jonathan Grudin von Microsoft Research zur Frage, welche Art Wissen künftig wertgeschätzt werden wird:

The essential skills will be those of rapidly searching, browsing, assessing quality, and synthesizing the vast quantities of information. In contrast, the ability to read one thing and think hard about it for hours will not be of no consequence, but it will be of far less consequence for most people.³

Hier wird der intensiven, in die „Tiefe“ gehenden Erfassung von Texten ein anderes Modell gegenübergestellt, das den schnellen, flexibel auf heterogene Anforderungen reagierenden Umgang mit Informationen betont. Dieses Modell, das das Informationsverhalten der Digital Natives umreißt, wird als das „konsequenzenreichere“ beschrieben, wohl in dem Sinne, dass es die Arbeitsverhältnisse der digitalen Welt maßgeblich prägen wird. Das alternative Modell, also die klassische akademische „Theoriearbeit“ wird demgegenüber nicht per se entwertet oder als Relikt der Vergangenheit verabschiedet, sondern nur in seiner Relevanz „für alle“ hinterfragt: Auch dieses Modell bleibt relevant, aber eher als Distinktionsmerkmal akademischer Karrierewege und traditioneller Bildungsbedürfnisse.

Ganz ähnlich argumentiert Detlef Felken, Cheflektor des C. H. Beck Verlags, in einem Interview *Wir rechnen mit Lesern, die ein Bildungserlebnis suchen*, wenn er schreibt:

Das ist die große Frage, inwieweit [...] die elektronischen Medien unser Verständnis von Wissenschaft und Wissensaneignung verändern. Man spürt schon, dass die Priorisierung der Monografie schwindet zugunsten einer verflüssigten Wissensaneignung [...]. Der Begriff von Wissen selber verändert sich. Trotzdem bin ich überzeugt, dass es ein Erkenntnisniveau gibt, das allein zustande kommt, wenn längere, kohärente Texte bereitgestellt werden.⁴

Felken betont hier nicht so sehr die lebenspraktische „Eignung“ oder „Passung“ unterschiedlicher Wissensformen, sondern eher – noch ganz dem bildungsbürgerlichen Diskurs verhaftet – einen Niveauunterschied: Die analytische, den Dingen auf den Grund gehende geistige Anstrengung verlangt nach wie vor die

³ Anderson, Janna u. Lee Rainie: *Millenials will benefit and suffer due to their hyperconnected lives*. PEW Research Center's Internet & American Life Project. Washington, D. C. 2012, S. 4.

⁴ Bisky, Jens, Johan Schloemann u. Detlef Felken: *Wir rechnen mit Lesern, die ein Bildungserlebnis suchen*. Wie man Wissenschaft und Öffentlichkeit zusammenbringt. Detlef Felken über das Verlegen in einer veränderten Welt. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 6. September 2013, S. 14.

Abarbeitung am argumentierenden, materiell „dickeleibigen“ Textgebilde im Unterschied zur – wohl multimedial, assoziativ und verlinkt gedachten – „verflüssigten Wissensaneignung“. Gleichzeitig aber ist Felken deutlich radikaler als Grudin, wenn er konstatiert: „Der Begriff von Wissen selber verändert sich.“

Was dies bedeutet, erläutert wiederum Hans Ulrich Gumbrecht in seinem Artikel *Das Denken muss nun auch den Daten folgen* in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: „Technische Innovationen verändern – oft gleichsam hinter unserem Rücken, manchmal sogar gegen unsere Absichten – das Denken und über das Denken die Grundlagen der menschlichen Existenz.“⁵ Hier lässt sich die zentrale Herausforderung, an deren Bewältigung sich die Zukunft der Bibliothek als Wissenszentrum und Gedächtnisinstitution entscheiden wird, förmlich mit Händen greifen. Wenn die Verfasstheit dessen, was wir unter „Wissen“ verstehen, technologiebestimmt ist, müssen zwangsläufig auch die Formen der Erwerbung, Vermittlung und Bewahrung von Wissensbeständen in gleicher Form „technologieinduziert“ sein, das heißt konkret: Sie müssen kontextualisiert werden in den jeweils aktuellen Applikationen, Tools und Arbeitsumgebungen der digitalen Welt. „Content in Context“ ist also, wenn man so will, das Mantra zur Bestimmung der Zukunftsgestalt der Bibliothek.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Damit ist nicht gesagt, dass die Wissensbestände – traditionell: Sammlungen – und Informationsangebote der Bibliothek vorzugsweise oder ausschließlich in digitaler Form vorliegen sollten. Hinsichtlich des „Content“ ist die Bibliothek vielmehr materialtyp-agnostisch. Es ist ihr buchstäblich gleichgültig, in welcher Materialität die von ihr bewahrten Inhalte daher kommen: Ob als Papyrus, Pergament, Papier oder Petabyte – als Überlieferungsform des Wissens ist ihr alles recht.

Die Kontextualisierung selbst ist, da die Bibliothek eine ebenso pragmatische wie praktische Institution sein sollte, im Regelfall eine durchaus handfeste und vom konkreten Nutzungsfall her bestimmte Leistung. Im Beispiel: Eine mittelalterliche Handschrift sollte dem Nutzer (1) immer auch als höchstauflösendes Digitalisat vorliegen, (2) mit dem Fortschritt von OCR-Technologien künftig ebenso im Volltext verfügbar, (3) in weltweit verteilten, virtuellen Arbeitsumgebungen nutzbar, (4) in diesen Umgebungen mit Annotationen, Kommentaren und Forschungsdaten anreicherbar, (5) als Open Data in beliebige Plattformen, Portale und Apps exportierbar und (6) über eine dem Digitalisat direkt adjustierte Bestellmaske zur qualifizierten Originalnutzung in den Forschungslesesaal der bestandsführenden Bibliothek bestellbar sein. Das alles ist zwar kein Hexenwerk, aber es ist auch nicht nichts.

5 Gumbrecht, Hans Ulrich: Das Denken muss nun auch den Daten folgen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 11. März 2014, S. 14.

Wo nun stehen die Bibliotheken aktuell auf diesen kursorisch beschriebenen Arbeitsfeldern? Sind sie aktive Partner in den Diskussionen um die zukünftige Gestalt von Wissen und der spezifischen Formen seiner Bewahrung, Tradierung und Vermittlung in der digitalen Welt? Werden förderpolitisch von den hier maßgeblichen Akteuren Content und Context als zwei Seiten einer Medaille gesehen, die es unter dem einen und einzigen Aspekt der Nachhaltigkeit zu unterstützen gilt? Blickt man aus der operativen Perspektive auf den Umgang der Bibliotheken mit den vielfältigen Herausforderungen der (nicht nur) digitalen Zukunft, so wird man diese Fragen mit einigem guten Willen und einer kleinen Portion Optimismus durchaus mit „Ja“ beantworten können. Vom kollektiven Bestandsmanagement bis zur digitalen Langzeitarchivierung, von Open Access als „Bewegung“ und „Geschäftsmodell“ bis zum Umgang mit hochkomplexen traditionellen Lizenzmodellen, von den heterogenen lokalen Anforderungen an eine Gebrauchsbibliothek als „Lernort“ bis zu den anspruchsvollen Arbeitsumgebungen einer hoch spezialisierten Forschungsbibliothek, vom elektronischen bis zum dynamischen Publizieren, von Forschungsdaten-Plattformen bis zu Kulturportalen – all diese und viele weitere Themen sind bei den Bibliotheken nicht nur angekommen, sondern bereits aktiv in der Bearbeitung, und zwar im Regelfall mit einem deutlichen Innovationsvorsprung gegenüber anderen Kultursparten.

Gefährliche Narrative

Verlässt man dagegen die Arbeitsebene und schaut auf die argumentativen „Unterströmungen“, die den gegenwärtigen Umgang mit den bibliothekarischen Zukunftsaufgaben bestimmen, so werden bedenkliche, wenn nicht gar existenzbedrohende Narrative immer dann und mit unschöner Regelmäßigkeit sichtbar, wenn es um Positionierungen im Kontext der kooperativen, verteilten und zugleich nachhaltigen Wahrnehmung dieser Aufgaben geht. Das so oft beschworene und geradezu als „Markenkern“ des deutschen Bibliothekswesens geltende dezidiert kooperative Handeln erweist sich bei näherem Zusehen nur allzu oft als unguter Dreiklang aus Entlastung, Externalisierung und Egalisierung. Beispiele hierfür lassen sich in allen Kernbereichen bibliothekarischer Arbeit finden: Sammeln (Fachinformationsdienste), Erschließen (intellektuelle Inhaltserschließung), Bewahren (Digitale Langzeitarchivierung) und Bereitstellen (Informationszentrum für die Lebenswissenschaften).

Sammeln

Die kontrovers diskutierte Ablösung des Systems der Sondersammelgebiete durch das neue Förderprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) „Fachinformationsdienste für die Wissenschaft“ ist nach der dreijährigen Umstellungsphase 2013 bis 2015 vorläufig abgeschlossen worden. Blickt man auf die Aufteilung der Gesamtbewilligungssumme dieser drei Förderjahre für die Fachinformationsdienste (FID), so ergibt sich folgendes Bild. Rund 13 Millionen Euro wurden für Personalmittel aufgewendet, also für Dienste und Services, etwa im Umfeld virtueller Forschungsumgebungen. Für Erwerbungsmittel wurden insgesamt rund 19 Millionen Euro bewilligt, davon 14 Millionen für die Beschaffung gedruckter Literatur. Grob gesprochen wird also nahezu genauso viel Geld für „Dienste“ wie für Printliteratur bereitgestellt. Betrachtet man die Höhe und die Verteilung der Erwerbungsmittel, so wird deutlich: nur vier von 31 bewilligten FID weisen einen Anteil beantragter Erwerbungsmittel von mehr als 70 % auf, während 21 einen Anteil von unter 60 % haben. Diese Werte zeigen, dass die antragstellenden Bibliotheken offenbar im Zuge des dreijährigen Umstellungsprozesses die neue „Philosophie“ des FID-Programms weitgehend verinnerlicht haben. Peter Strohschneider und Christoph Kümmel haben diese Philosophie in ihrem Beitrag *Ende der Sammlung?* so formuliert:

Für das Verständnis der Neuausrichtung der Förderung ist wesentlich, dass die Fachinformationsdienste ausdrücklich auf eine Optimierung des Zugriffs auf Informationen abzielen – sei es auf gedruckte Bücher oder digitale Medien – nicht aber vorrangig auf deren umfassende Beschaffung und Archivierung. [...] Ein funktionierendes Gesamtarchiv von Forschungsliteratur und Forschungsmaterialien [...] ist aus dieser Perspektive vielmehr eine kooperativ wahrzunehmende Aufgabe der Nationalbibliotheken und -archive oder vergleichbarer Einrichtungen nationalen Rangs rund um den Globus.⁶

Die DFG entlastet mit dieser Positionierung sich selbst wie auch die geförderten FID-Bibliotheken von der entsagungsvollen und kostenintensiven Aufgabe des Aufbaus und der Pflege umfassender Sammlungsbestände (gleich welcher Medienform) und externalisiert sie an ein „irgendwie“ zu konstituierendes globales „Gesamtarchiv“.⁷

⁶ Kümmel, Christoph u. Peter Strohschneider: *Ende der Sammlung?* Die Umstrukturierung der Sondersammelgebiete der Deutschen Forschungsgemeinschaft. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 61 (2014) H. 3. S. 120–129, hier S. 125 u. 127.

⁷ Vgl. zu diesem Abschnitt: Ceynowa, Klaus: *Vom Wert des Sammelns und vom Mehrwert des Digitalen – Verstreute Bemerkungen zur gegenwärtigen Lage der Bibliothek*. In: *Bibliothek – Forschung und Praxis* 39 (2015) H. 3. S. 268–276.

Erschließen

Im Frühjahr und Sommer 2017 hat die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) in mehreren kurzen Positionspapieren eine weitreichende Neuausrichtung ihres nationalbibliografischen Kernauftrags bekannt gegeben. An die Stelle der intellektuellen Inhaltserschließung, wie sie gegenwärtig insbesondere noch für gedruckte Verlagspublikationen der Standard ist, sollen Schritt für Schritt automatisierte Erschließungsverfahren für alle von der DNB gesammelten Medien treten. Diese sehr grundsätzliche Umorientierung bietet aus Sicht der DNB vor allem den Vorteil, dass Sacherschließungsdaten künftig kontinuierlich verändert und optimiert werden können. Die DNB spricht hier vom „Raum, bibliothekarische Erschließungsverfahren neu zu denken“. „Erschließung“, so die neue Position der DNB, „muss nicht mehr als einmaliger abgeschlossener Vorgang, sondern kann als zyklisches Verfahren betrachtet werden, bei dem Erschließungsdaten immer wieder verändert und aktualisiert werden.“⁸ Die DNB denkt dabei etwa an die Nutzung nachträglich digitalisierter Inhaltsverzeichnisse oder autorensseitig verfügbar gemachter Abstracts, vor allem aber an die Heranziehung anderer deutscher Bibliotheken zur permanenten Optimierung der deutschen Nationalbibliografie: Es gilt, „gemeinsam mit den Partnern und Systemanbietern die bestehende Infrastruktur in Richtung einer Umgebung für kooperative Erschließungsprozesse zu entwickeln.“⁹ Im Klartext heißt dies: Alle Bibliotheken, denen auch künftig an einer qualitätsvollen Inhaltserschließung auf bisherigem Niveau gelegen ist, müssen nun ungefragt dort mitarbeiten, wo eigentlich der nationalbibliografische Kernauftrag der DNB zu verorten ist. Inhaltserschließung als zyklischer Prozess bedeutet nämlich nicht nur technisch umwegige, permanente Synchronisationsprozesse und komplexe Datenabgleiche, er bedeutet auch eine Entlastung der DNB von ihrer Kernaufgabe und deren Externalisierung in das gesamte deutsche Bibliothekswesen hinein. Allein die Bayerische Staatsbibliothek müsste, wenn sie an der intellektuellen Erschließung der von ihr jährlich erworbenen deutschen Verlagsproduktion auf dem bisherigen Niveau festhalten wollte, mehrere Personalstellen zusätzlich bereitstellen.¹⁰

8 Deutsche Nationalbibliothek: Grundzüge und erste Schritte der künftigen inhaltlichen Erschließung von Publikationen der Deutschen Nationalbibliothek. Frankfurt am Main, Mai 2017, S. 1.

9 Deutsche Nationalbibliothek: Erschließung als zyklischer Prozess: Zur Anpassung der DNB-Erschließungsrichtlinien. Frankfurt am Main, Juni 2017, S. 4.

10 Vgl. zu diesem Abschnitt: Ceynowa, Klaus: In Frankfurt lesen jetzt zuerst Maschinen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31. Juli 2017, S. 12.

Bewahren

In der Ausschreibung der vieldiskutierten DFG-Förderlinie zur „Neuausrichtung überregionaler Informationsservices“ wird für das Themenfeld „Langzeitverfügbarkeit“ explizit als ein wesentliches Ziel des Förderprogramms formuliert:

Im Zuge der Neuausrichtung überregionaler Informationsservices soll nun der Aufbau und die Bereitstellung einer überregionalen, skalierbaren, mandantenfähigen Infrastruktur – vom Dateningest bis zur Endnutzerbereitstellung unter Einbeziehung sämtlicher Schritte der digitalen Langzeitarchivierung – unterstützt werden.¹¹

In Reaktion auf dieses Ausschreibungsprofil hat ein in Deutschland bis dahin einmaliges Konsortium leistungsstarker wissenschaftlicher Informationsinfrastruktureinrichtungen im Oktober 2012 einen Antrag zu einem „Nationalen Leistungsverbund Langzeitverfügbarkeit“ (NLL) bei der DFG eingereicht, der explizit ein bundesweit verfügbares, fachlich, organisatorisch und technisch detailliert abgestimmtes Serviceangebot vorsieht. Die Antragsteller betonen im Projektantrag deutlich die von der DFG geforderte, überregional strukturbildende Intention ihres Ansatzes:

Ziel des Vorhabens ist der Aufbau eines deutschlandweit agierenden Nationalen Leistungsverbundes Langzeitverfügbarkeit (NLL), der durch ein Konsortium von Partnern entwickelt und betrieben werden soll, die bereits heute auf ihren jeweiligen Handlungsfeldern strukturbildende Aktivitäten zur digitalen Langzeitarchivierung (LZA) maßgeblich verantworten – infrastrukturell wie anwendungsorientiert. Der NLL wird ausgehend von den vorhandenen LZA-Funktionalitäten ein sparten- und fächerübergreifendes, bedarfsgerechtes Angebot an Diensten für die Langzeitarchivierung entwickeln, zu überregional nutzbaren Dienstleistungen ausbauen und über eine Geschäftsstelle anbieten und vertreiben.

Gerade vor dem Hintergrund der föderalen Verfasstheit des deutschen Wissenschaftssystems kann man zu diesem Konzept und diesem Konsortium eigentlich nur sagen: Mehr geht nicht!

Die Ablehnung des Antrags im März 2013 kam denn auch für die Antragsteller völlig unerwartet und wirkt bis heute in allen projektförmig angelegten Initiativen auf diesem Handlungsfeld gleichsam „traumatisch“ nach. Sieht man auf die Ablehnungsgründe, so zeigt sich, dass gutachterseitig vor allem der nationalen Integrationskraft und -fähigkeit der Projektpartner nicht getraut wurde: „Es bestehe die Gefahr“, so das Votum der DFG-Prüfgruppe, „dass bei der Umsetzung dieses Konzepts die langjährige Kooperation der Konsortialpartner in

¹¹ Deutsche Forschungsgemeinschaft: Informationsmanagement – Ausschreibung „Neuausrichtung überregionaler Informationsservices“. Bonn 2012, S. 3.

eine Rückentwicklung in länderspezifische Zuständigkeiten führe; dieses könne aber nicht zukunftsweisend sein.“ Die Argumentation mutet skurril an: Erklärtes Ziel des Konsortiums ist doch genau die angemahnte Überwindung föderaler Begrenzungen, und wie sollte dies denn anders erreichbar sein als durch kooperatives Zusammenwirken einschlägig erfahrener Institutionen – die aber befinden sich nun einmal ganz überwiegend in Landesträgerschaft.

Warum will man den Zusammenschluss großer und leistungsstarker Einrichtungen zu einem bundesweit agierenden Dienstleister nicht? Beim Nachdenken über diese Frage will dem Autor ein Beitrag aus der Prüfgruppe zur Antragsbegutachtung nicht aus dem Kopf, vorgetragen seinerzeit in der mündlichen Anhörung vom Leiter einer Universitätsbibliothek: „Warum“, fragte dieser, „soll ich meiner Universität eigentlich dazu raten, die Forschungsdaten und Publikationen unserer Wissenschaftler im geplanten NLL und nicht vor Ort verwalten zu lassen?“ Die Antwort der Antragsteller bediente sich selbstredend – denn zu diesem Zeitpunkt war der Antrag noch nicht verloren – der gewohnten Formeln wie „Nachhaltigkeit“, „Strukturbildung“, „Synergie“ und natürlich „Kooperation“. Aber im Hinterkopf hat sich der Autor schon gedacht: „Die richtige Antwort wäre: Eigentlich streben wir an, dass *Deine* Universität *Dich* fragt, warum sie noch länger lokale Repositorien und digitale Langzeitspeicher betreiben soll, wenn es doch hierfür ein funktionierendes bundesweites Serviceangebot gibt.“ Man wird also – und nicht nur in diesem Fall – von lokalen Partikularinteressen ausgehen dürfen, die eine Marginalisierung durch starke, überregional agierende Player fürchten, erst recht, wenn diese im Konsortium auftreten. Hinter diesen Interessen wiederum steht unreflektiert das Dogma der Gleichheit aller mit allen im deutschen (insbesondere wissenschaftlichen) Bibliothekswesen: Dort, wo sich jeder mit jedem als „auf Augenhöhe“ agierend betrachtet, ist natürlich für kluge Selbstbescheidung als „Mandant“ oder „Filiale“ im Sinne einer primär nehmenden Instanz kein Platz.¹²

Bereitstellen

In ihrer strategischen Neupositionierung nach dem Ausscheiden aus der Leibniz-Gemeinschaft wird sich die Zentralbibliothek Medizin – Informationszentrum Lebenswissenschaften nach derzeitigem Stand von ihrem traditionellen Selbstverständnis einer auf die umfassende Sammlung und dauerhafte Verfügbarhaltung lebenswissenschaftlicher Literatur und Fachinformation aus-

¹² Vgl. zu diesem Abschnitt: Ceynowa, Klaus: „Bibliothekspolitik“ – Präention, Praxis und Perspektiven. In: Bibliothek – Forschung und Praxis 40 (2016) H. 3. S. 411–423.

gerichteten Einrichtung ein großes Stück weit lösen. Im Leistungsportfolio wird zwar nach wie vor die „Archivfunktion“ ihren Platz haben, aber der Schwerpunkt soll auf der „Organisation vollständigen Zugangs zum publizierten Wissen der Lebenswissenschaften“ liegen.¹³ An die Stelle des Ausbaus umfassender eigener Bestände soll anhand einer virtuellen „Versorgungslandkarte“ der Nachweis verteilt vorhandener Bestände treten und der Zugang zu diesen durch unterschiedliche Services koordiniert werden. Der Tendenz nach bedeutet dies den Übergang der ZB MED vom Content-Holder zum Information-Broker. Gegen einen derartigen Strategiewechsel (dessen Radikalität und Konsequenz gegenwärtig noch offen ist) ist an und für sich nichts einzuwenden. Gelingen kann er jedoch nur, wenn *anderenorts* nicht in gleicher Weise agiert wird, denn vermittelt und bereitgestellt werden kann nur dann, wenn auch gesammelt und bewahrt wird. Und beim Sammeln geht es stets um den Besitz, das Eigentum am Sammlungsinhalt im Interesse seiner „immerwährenden“ Verfügbarkeit und Verwendbarkeit. Sammeln bedeutet damit immer und unausweichlich die Übernahme einer langfristigen Verantwortung für die Sammlungsgegenstände: Bücher werden gekauft und auf Dauer magaziniert, digitale Objekte und Datenbestände lizenziert, für den dauerhaften Zugriff gehostet und langzeitarchiviert, „offene“, frei im Netz verfügbare Inhalte gespeichert, migriert und emuliert. Diese Verantwortung kann immer nur von *einzelnen* Institutionen – wie hier der ZB MED – im Vertrauen darauf externalisiert werden, dass andere die ressourcenintensive Arbeit des Sammelns und Bewahrens auch weiterhin auf sich nehmen werden. Würde die Externalisierungsstrategie dagegen im Sinne des kategorischen Imperativs zum „allgemeinen Gesetz“, gäbe es nichts mehr, was über Dienste und Services „vermittelt“ werden könnte.

Was künftig zählt

Man sieht: Dort, wo Bibliotheken angesichts der Herausforderungen der digitalen Transformation ihr Heil in Entlastung („Dafür bin ich nicht mehr zuständig“), Externalisierung („Da ist aber ein anderer, der dafür weiterhin zuständig bleibt“) und Egalisierung („Dieser andere ist natürlich auch für mich zuständig“) suchen, verfangen sie sich in letztlich existenzbedrohenden Verteilungs- und Konkurrenzkämpfen. Diese Kämpfe wiederum verstellen den Blick für die positiven Narrative, mit denen sich die Zukunftsgestalt der Bibliothek beschrei-

¹³ Vgl. die diversen Beiträge insbesondere des Interimsdirektors der ZB MED unter „Publikationen von ZB MED“ auf www.zbmed.de.

ben lässt. Diese Narrative zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Bibliothek der Zukunft konsequent von ihren – gedruckten wie digitalen – Sammlungen *her* und in ihren Diensten ebenso konsequent auf diese Sammlungen *hin* denken. Hierbei lassen sich im ersten Zugriff vier „Geschichten“ ausmachen, unter denen die Zukunft der Bibliothek erzählt werden kann.

Bibliotheken als Instanzen des Wertens und Auswählens verstehen

Die wertende Auswahl des Sammlungs- und Bewahrungswürdigen zählt von jeher zu den Kernaufgaben bibliothekarischen Handelns. Die ethischen und politischen Implikationen dieses Handelns sind weitreichend, werden allerdings unter Bibliothekaren nur selten grundlegend reflektiert. Die Entscheidung, was dem Bestand hinzugefügt wird, ist jedoch wesentlich mitverantwortlich dafür, was sich für künftige Generationen als ihre Vergangenheit „konstituieren“ wird. Der bekannte Journalist Heribert Prantl hat dies so ausgedrückt:

Vergangenheit ist eine kulturelle Schöpfung – eine kulturelle Schöpfung der Gegenwart für die Zukunft. Der Raum für diesen Schöpfungsakt sind Bibliotheken und Archive – und zu den Hauptpersonen dieses Schöpfungsakts gehören die Archivare und Bibliothekare. Ihr Schöpfungsakt ist ein politischer Akt, weil er auswählt, weil er darüber urteilt, was zukunftsbedeutsam ist und was nicht.¹⁴

Dieser selektierende und wertende Akt erscheint in der digitalen Welt, die durch die Ubiquität von Information charakterisiert ist, geradezu unausweichlich. Abby Smith Rumsey drückt dies so aus: „We no longer have to seek information; it seeks us. It follows us wherever we go and, like a pack of yapping dogs, it begs for our attention. We need to reset the filters that control the flow of information ourselves.“¹⁵ Bibliotheken, sofern sie sich als Gedächtnisinstitutionen verstehen, müssen sich in der digitalen Welt mehr denn je als derartige Filter-Instanzen verstehen. Negativ formuliert: Sie dürfen nicht dem Ideal nachhängen, dass „alles“ bewahrenswert ist und „wertfrei“ einer in ihren Interessenlagen noch unbestimmten Zukunft übereignet werden muss. Sie sind als Gedächtnisinstitutionen ein Stück weit immer auch „Vergessensinstitutionen“, und ihre Policies

¹⁴ Prantl, Heribert: Der diskrete Charme der Bibliotheken – Festvortrag zum 200. Gründungsjubiläum der Staatlichen Bibliothek Regensburg am 13. Juli 2016. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 63 (2016) H. 4. S. 224–229, hier S. 226.

¹⁵ Smith Rumsey, Abby: When we are no more. How digital memory is shaping our future. New York: Bloomsbury 2016, S. 141.

des Sammelns und Archivierens sind in diesem Verständnis zugleich Gesellschaftspolitik in einem eminenten Sinne.

Sammlungen in entgrenzten Kultur- und Wissensräumen positionieren

Bibliotheken, die über umfassende, unikale Sammlungen verfügen *und* diese sukzessive auch in digitalisierter Form bereitstellen, können diesen Mehrwert insbesondere dann ausspielen, wenn sie sich einer radikal verstandenen Open-Data-Policy verpflichten. Hierbei geht es nicht mehr nur um das Bereitstellen offener Zugänge (Open Access), sondern um das Bereitstellen der hochwertigen digitalen Masterdateien selbst inklusive reicher Erschließungsdaten mit dem erklärten Ziel, diese primär *außerhalb* der Serviceumgebung der besitzenden Institution zur Wieder- und Weiterverwendung nutzbar zu machen. Ein Beispiel hierfür ist das von der Bayerischen Staatsbibliothek in einem globalen Konsortium mitgestaltete „International Image Interoperability Framework“ (IIIF).¹⁶ Diese Plattform erlaubt es dem Nutzer, an verschiedenen Institutionen (die weltweit verteilt sein können) aufbewahrte Digitalisate virtuell zusammenzuführen, direkt im eigenen Browser zu laden und in einer Mehrfensteransicht zu betrachten und zu bearbeiten (Kommentare, Annotationen, Verlinkung mit Forschungsdaten, Downloads etc.). So können verstreut in der Welt aufbewahrte Objekte, wenn sie einmal digitalisiert sind, virtuell vereint werden: Der Nutzer wird zum Kurator seiner eigenen, persönlichen Sammlung. In diesem Verständnis von Open Data wird die irreversible Lösung des Digitalisats vom Ursprungsort seiner Aufbewahrung und Bereitstellung bewusst in Kauf genommen. In der Fernperspektive zeigt sich hier dann ganz praktisch die globalisierte Entgrenzung der eigenen, immer partiellen Sammlung in einer digitalen Weltbibliothek. Diese und nur diese allein kann als der entscheidende *politische* Beitrag der Bibliotheken zur globalen Demokratisierung des Wissens gelten.

Die weltweite Verfügbarkeit und Sichtbarkeit digitalisierter Sammlungen eröffnet *und* erzwingt einen grundsätzlich veränderten Umgang auch mit den Originalen, insbesondere soweit es sich um außereuropäische Bestände handelt, die im Verlauf einer oft Jahrhunderte währenden Sammlungstätigkeit ihren Weg in die Bibliothek gefunden haben. Für all diese Bestände gilt, was die renommierte Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy im Streit um die zukünftige Ge-

¹⁶ Vgl. Baiter, Johannes: Internetpräsentation von digitalen Bildern. Neue Wege mit Mirador, Viewer und Forschungstool. In: Bibliotheksmagazin. Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München 12 (2017) H. 3. S. 41–43.

staltung des Berliner Humboldtforums so prägnant formuliert hat: „Provenienzforschung müsste *das* Ding sein.“¹⁷ Hierbei ist nicht mehr nur an Provenienzforschung im engen Sinne der Raubgutforschung bezogen auf die Zeit des Nationalsozialismus zu denken und auch nicht nur an die Aufarbeitung der Historie einzelner Erwerbungen. Erforderlich ist vielmehr eine kritische Sammlungsgeschichte, die sich der Problematik von „Sammlungsbesitz“ mit Blick auf die Stabilisierung und Selbstvergewisserung kultureller Identitäten bei gleichzeitig globaler „Eignerschaft“ des kulturellen Erbes der Menschheit stellt – auch und gerade für die in Bibliotheken bewahrte schriftliche Überlieferung.¹⁸ Achille Mbembe hat diese Herausforderung prägnant umrissen: „Wenn die Geschichte Europas über mehrere Jahrhunderte mit der Weltgeschichte und die Weltgeschichte umgekehrt mit der Geschichte Europas gleichgesetzt wurde, folgt daraus nicht, dass dieses Archiv nicht Europa allein gehört?“¹⁹

Ent-Textualisierung des Sammlungshandelns gestalten

Eine der wesentlichen Herausforderungen für alle Einrichtungen, die sich mit der Sammlung, Vermittlung und Bewahrung von Wissensbeständen befassen, liegt nicht im Digitalen „an sich“, sondern im „Aufbrechen“ der Linearität von Wissensinhalten, das im digitalen Medium möglich wird und dabei en passant die traditionelle Dominanz des Textuellen verabschiedet, und mit ihm, wie oben ausgeführt wurde, die traditionelle Figur des Lesers, der Zeile für Zeile und Seite für Seite einem Argumentationsgang folgt. Man denke beispielsweise an Forschungsprimärdaten, grafische Visualisierungen, anatomische Skizzen, Simulationen, Experimentbeschreibungen und Versuchsanordnungen – all diese Inhalte können im digitalen Medium als interaktive und multimediale Bestandteile der Publikation selbst gestaltet werden. Sie rücken damit ins Zentrum der Veröffentlichung, während der Text nurmehr einen Knoten in diesem vielfältig vernetzten Informationsraum darstellt. Mit dem Text, bisher noch immer die strukturierende „Mitte“ auch digitaler Wissensobjekte, verschwindet zugleich tendenziell das traditionelle Bezugsobjekt einer Publikation. An die Stelle der monolithischen Einheit des gedruckten Buches oder der PDF-Datei als seines elektronischen Simulacrums tritt ein dynamischer, sich kontinuierlich

¹⁷ Savoy, Bénédicte u. Jörg Häntzschel: Ein unlösbarer Widerspruch. In: Süddeutsche Zeitung vom 21. Juli 2017, S. 9. Vgl. auch: Brusius, Mirjam: Das Humboldtforum ist nur der Anfang. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 28. September 2017, S. 12.

¹⁸ Vgl. Ceynowa, Klaus: Content ohne Context? Grenzen der „Offenheit“ digitaler Sammlungen. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 64 (2017) H. 3–4. S. 181–187.

¹⁹ Mbembe, Achille: Politik der Feindschaft. Berlin: Suhrkamp 2017, S. 233.

wandelnder Informationsstrom. Heute weiß niemand, wie man derart fluide Wissensbestände verlässlich sammelt, referenziert, erschließt, konsistent vermittelt und über lange Zeiträume stabil bewahrt. Zumindest eines aber ist sicher: Die Frage, warum man diese entgrenzte Fluidizität überhaupt noch an bestimmten Punkten „stilllegen“ und zum Gegenstand einer abgeschlossenen, einen Erkenntnisstand fixierenden Publikation machen soll (sei sie nun gedruckt oder digital), lässt sich plausibel nur mit Blick auf die gesamtgesellschaftliche Funktion der Bibliothek als Gedächtnisinstitution beantworten. Publiziert im Sinne der Fixierung eines bestimmten Wissensstandes wird das, was wir dauerhaft bewahren wollen, was uns – auch wenn es alsbald durch neue Erkenntnisse überholt wird – wichtig genug erscheint, um es langzeitverfügbar zu halten.²⁰

Technologie als Strategietreiber einsetzen

Digitale Technologien, die sich in Form der oben skizzierten Kontextualisierung des in Bibliotheken bewahrten Contents „bemächtigen“, sind nicht lediglich „dienende“ Werkzeuge. Sie bestimmen vielmehr zusehends, was überhaupt analysier- und wahrnehmbar ist, und zuweilen konstituieren sie buchstäblich erst den Inhalt selbst. Hans Ulrich Gumbrecht hat dies in seiner oben zitierten Beschreibung der Technologiegetriebenheit unserer Lebenswelt prägnant formuliert. Bibliotheken sollten für ihren Handlungsbereich diese Dominanz des Technologischen nicht als Bedrohung begreifen, sondern als Chance zur strategischen und operativen Neuausrichtung: Das technisch Mögliche und Machbare reguliert die Entwicklung der Handlungsziele, und nicht umgekehrt.

Das hier Gemeinte lässt sich am besten anhand einiger Beispiele erläutern. Die von der Bayerischen Staatsbibliothek gemeinsam mit dem Fraunhofer Heinrich-Hertz-Institut entwickelte Bildähnlichkeitssuche analysiert 43 Millionen Bildsegmente aus dem digitalen Gesamtbestand der Bibliothek von derzeit mehr als zwei Millionen digitalisierten Werken – und erlaubt damit Forschungsansätze, die bei einem nichtalgorithmischen Zugriff unmöglich wären.²¹ Kunsttechnologische Analysen zum Beispiel mittelalterlicher Handschriften mit einem Hyperspectral-Imaging-System und mit 3D-Digital-Mikroskopie „erzeugen“

²⁰ Vgl. Ceynowa, Klaus: Printed? Digital? It's All the Same. The academic library – of false front lines, unfulfilled doom, and new challenges. In: Logos. Journal of the World Publishing Community 27 (2016) H. 3. S. 7–10.

²¹ Vgl. Brantl, Markus, Klaus Ceynowa, Thomas Meiers u. Thomas Wolf: Visuelle Suche in historischen Werken. In: Datenbank Spektrum 17 (2017) H. 1. S. 53–60.

buchstäblich Bildwelten und damit Forschungsgegenstände, die ohne diese Techniken nicht existent wären.²² Auf neuronalen Netzen und maschinellern fußende Discovery-Systeme wie YEWNO ermöglichen eine semantische Kontextualisierung digitaler Massendaten, die die Möglichkeiten intellektueller Erschließung kategorial überschreitet.²³ Das technisch Machbare ist in allen derartigen Fällen „objektkonstitutiv“ und damit der eigentliche Treiber der Strategie. Bibliotheken können hier gerade vor dem Hintergrund ihres Content-„reichtums“ Vorreiter auch radikaler digitaler Transformationsprozesse sein.

Bibliothek? Bibliothek!

Blickt man auf die im vorangehenden Abschnitt umrissenen grundlegenden Aufgaben zukünftiger Bibliotheksarbeit, so wird deutlich, dass sie durchaus geeignet sind, der Bibliothek eine gute und tragfähige Perspektive zu sichern. Das, was als Herausforderung vor ihr liegt, positioniert die Bibliothek zugleich in der Mitte der kommenden gesellschaftlichen Diskurse um die Verfasstheit der Wissens- und Informationsgesellschaft.²⁴ Man muss diese kulturellen und wissenschaftlichen Handlungsfelder „nur“ dezidiert besetzen und prononciert als positive Narrative kommunizieren. Auch dies verlangt konsequent kooperatives Handeln, aber eben nicht aller mit allen und auch nicht bedingungslos „auf Augenhöhe“ – zumindest nicht dann, wenn diese nur durch den Kniefall eines Kooperationspartners erreichbar ist.

Um ein Eingeständnis wird man hierbei mittelfristig wohl nicht herumkommen: Eine reine „Gebrauchsbibliothek“ ist keine, sondern ein studentischer Meeting-Point auf dem Campus, der zum Lernen, Kommunizieren und für sonstige „Interaktivitäten“ bereitsteht – früher nannte man es „Verfügungsgebäude“. Hinter den Kulissen sorgt das dieser Einrichtung zugewiesene Personal im besten Fall noch dafür, dass der nutzerseitige Durchgriff auf elektronische Res-

22 Vgl. Allscher, Thorsten u. Irmhild Ceynowa: Analytisch betrachtet. Der neue materialwissenschaftliche und kunsttechnologische Forschungsschwerpunkt an der Bayerischen Staatsbibliothek. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 64 (2017) H. 5. S. 234–248.

23 Vgl. Gillitzer, Berthold: Vom Recherchesystem zum inferentiellen Service – ein Paradigmenwechsel? Yewno, ein semantischer Discovery Service im Pilotversuch an der Bayerischen Staatsbibliothek. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 64 (2017) H. 2. S. 71–78.

24 Die beschriebenen positiven Narrative finden sich in ihrer Vollform und in ihrem Zusammenhang wohl am ehesten im Typus der Forschungsbibliothek ausgebildet. Zur Neupositionierung dieses Bibliothekstyps in der digitalen Welt vgl. Ceynowa, Klaus: Research Library Reloaded? Überlegungen zur Zukunft der geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 65 (2018) H. 1, S. 3–7.

sources technisch und fiskalisch reibungslos abläuft. Daran ist an sich nichts Negatives, und das HIS-Institut für Hochschulentwicklung hat auch bereits das Profil „völlig neuer Bibliotheksberufe“ entworfen. Im Beitrag *Hochschulbibliotheken: Personalbedarf in Zeiten der Digitalisierung* werden folgende Berufsbilder genannt: Open-Access-Referent, Grafikdesigner/Webdesigner, Systembibliothekar, TYPO3-Entwickler, Data Scientist, Social-Media-Beauftragter, Bibliometrie-Spezialist.²⁵ Kurz gesagt: irgendetwas mit Medien eben. Auch das ist völlig in Ordnung, nur sollte man dann nicht mehr so tun, als wären derart „profilierter“ Einrichtungen noch irgendwie Teil dessen, was Strohschneider und Kümmel (s. o.) als ein „funktionierendes Gesamtarchiv von Forschungsliteratur und Forschungsmaterialien“ beschreiben.

Vielmehr stehen diese Einrichtungen (die sich bereits jetzt oft nur noch ungern Bibliothek nennen lassen, sondern lieber als Informations-, Lern-, Kommunikations- oder Eventzentrum firmieren) zu den verbleibenden „echten“ Bibliotheken, die die Last des Sammelns noch nicht externalisiert haben, in demselben Verhältnis wie etwa zu einer beauftragten Reinigungsfirma: als Leistungsnehmer zu einem Leistungsgeber, dessen Dienste vertraglich festgelegt werden und zu vergüten sind. Eine derart fokussierte Entzauberung des Phantasmas von der gleichberechtigten Kooperation aller mit allen zum Wohle des „Endnutzers“ erwirkt die längst überfällige Versachlichung des Binnenverhältnisses aller beteiligten Akteure: An die Stelle der konflikträchtigen Freeloader-Mentalität auf der einen und der leistungsmäßigen Überforderung auf der anderen Seite tritt eine wohltuend kühle Geschäfts- und Vertragsmäßigkeit. Wie jede Form der Entzauberung schafft auch diese vor allem Distanz – vielleicht die wesentliche Voraussetzung, um die epochale Umbruchsituation zu überstehen, in der sich die „Bibliothek“ als Inbegriff einer bestimmten Verfasstheit von Wissen und Gedächtnis, von Sammlung und Bewahrung aktuell befindet.

²⁵ Vgl. Vogel, Bernd: Hochschulbibliotheken: Personalbedarf in Zeiten der Digitalisierung. In: Magazin für Hochschulentwicklung 1/2017. S. 6–7.

Postskriptum: Dank und Demut

„Kann auch der Archivkeller zur Lichtung werden?“
Peter Sloterdijk²⁶

Dieser Beitrag zum 65. Geburtstag von Thomas Bürger ist in seiner Diktion, dies sei offen zugegeben, von einer gewissen Gereiztheit gekennzeichnet. Diese ist einer Erfahrungsübersättigung des Autors im Umgang mit den vielfältigen Projekten, Vorhaben, Initiativen und Positionierungen im deutschen Bibliothekswesen der zurückliegenden Jahre geschuldet, die mit gefühlt ausnahmsloser Regelmäßigkeit in die Falle der „gefährlichen Narrative“ tappen. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie das jahrzehntelang vorbildlich gelebte und auch international Maßstäbe setzende Kooperationshandeln deutscher Bibliotheken in Verteilungskämpfen verkommen lassen. Und dies ohne Not: Die skizzierten Zukunftsaufgaben versprechen aussichtsreiche Perspektiven für Bibliotheken, wenn auch nicht für alle. Aber selbst das ist nicht wirklich dramatisch: So manche Einrichtung, die heute noch unter dem Label „Bibliothek“ daherkommt, wird nicht einfach „aufhören“ oder abgewickelt werden, sondern in anderer Form fortbestehen.

Thomas Bürger trifft man an allen hier beschriebenen Kampflinien stets an der vordersten Front. *Sein* Engagement ist erfahrungsgesättigt, aber nicht erfahrungsübersättigt. Daher vermag er immer wieder Chancen und Horizonte auch dort wahrzunehmen, wo der Autor bestenfalls noch einen geordneten Rückzug als Option sieht. Zugleich zeichnet Thomas Bürger eine nachgerade entsagungsvolle Empathie, Konzilianz und Kompromissbereitschaft aus – die Hoffnung auf ein vielleicht doch noch erreichbares gutes Ergebnis allein zählt! Auf ihn passt damit – ins Bibliothekarische abgewandelt – ein Diktum Romano Guardinis: Der Bibliothekar soll wohl demütig sein, nicht aber bescheiden.²⁷ Mit derselben Demut stattet auch der Autor dem mit dieser Festschrift Geehrten seinen Dank ab für vielfältige Unterstützung, spannende gemeinsame Projekte und so manches gute Gespräch. Ad multos annos!

²⁶ Sloterdijk, Peter: Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus. 12. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2014 (1. Aufl. 1999), S. 56.

²⁷ Vgl. Guardini, Romano: Der Herr. Betrachtungen über die Person und das Leben Jesu Christi. 19. Aufl. Ostfildern: Grünewald 2014 (1. Aufl. 1937), S. 151; das Zitat lautet: „Und der Christ soll wohl demütig sein, nicht aber bescheiden.“